

Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 278. Bromberg, den 3. Dezember 1935

Am Brunnen vor dem Tore

ROMAN UM EIN LIED VON PAUL HAIN.

(12. Fortsetzung.)

Es hatte ein Unglück gegeben.

Ihre Schultern zucken wie im Krampf. Aber dann reißt sie sich zusammen. Was sollte Adolf von Heyken wohl denken, wenn sie sich so gehen ließ! Er hatte Manfred zurückgebracht. Und er konnte ja nicht ahnen, was für sie seine Nachricht bedeutete!

Ob er vorhin ihren Ruf verstanden hat? Den Namen? Ach, es war am Ende gleichgültig. Nein, nein, so genau kann er's ja wohl nicht wissen, was für sie ein freiwilliger Jäger namens Wilhelm Müller war.

„Man ist noch so kaputt von den aufregenden Zeiten", sagt sie leise und schluckt die Tränen hinunter. Die Dunkelheit verbirgt tröstlich ihre Züge.

„Ja, natürlich", antwortet Heyken rasch, „ihr Frauen habt es ja auch nicht leicht gehabt. Aber das wird ja nun alles wieder anders, Annemarie."

Er streicht sacht über ihre zitternden Schultern.

Sie erhebt sich hastig.

„Nun wollen wir Manfred wieder in seinen Stall bringen, Adolf", sagt sie. „Und du wirst ja Mutter begrüßen wollen. Es ist sehr lieb von dir, daß du dich sehen läßt und Nachricht vom Vater bringst."

Ihr ist jetzt, nachdem sie sich wieder fest in der Hand hat, als hätte sie noch etwas nachzuholen. Ach ja!

Und sie streckt Heyken die Hand hin:

„Ich habe dir noch gar nicht Guten Abend gesagt. Verzeih'. Ich war so erschrocken, als ich Manfred erkannte. Ich freu' mich, daß du gesund wiedergekommen bist — ja—"

„Danke, danke, Annemarie."

Es steckt ihm wie ein Kloß im Halse.

Er drückt die kleine, kalte Hand, die wie leblos in der seinen liegt.

„Ja, gehen wir. Manfred wird schon unruhig."

*

Es ist nicht so einfach, ach nein, es ist nicht so einfach. Und dies noch um so weniger, als man mit keinem Menschen über das sprechen kann, was einem das Herz beinahe abdrückt.

Frau Jutta weiß nun natürlich auch, wie Adolf von Heyken zu Manfred gekommen ist. Sie ist ehrlich ergriffen. Der junge Leutnant Müller tut ihr leid. Und es geht manch verstohlener Blick zu Annemarie in diesen Tagen. Aber man ist ein bißchen hart geworden in diesen Jahren — man hat sich lang an das Wissen gewöhnt, daß Krieg viel Menschenleben kostet. Es sind so viele junge Offiziere aus dem nächsten Bekanntenkreise auf den Schlachtfeldern geblieben, das Einzelschicksal wiegt gering gegenüber dem, was für die große Gemeinschaft des Volkes auf dem Spiele stand und errungen wurde.

Und so muß es ja wohl auch Annemarie von Repkow letzten Endes sehen.

Wenn auch die Wochen darüber vergehen.

Aber da ist Adolf von Heyken, und er kommt oft genug herüber vom Heykenhof. Es gibt vorläufig keinen Garnisonsdienst in Potsdam, er hat übergenug Zeit. Und Annemarie ist zufrieden, wenn er kommt. Es ist ja nicht gut, allzuviel allein zu sein mit den Gedanken an denjenigen, der nicht mehr wiederkommen wird.

Man reitet zusammen aus, wandert auch wohl durch den Wald, und es ist Juni! Wundervolle Welt!

O ja, man muß wohl manchmal daran denken: In diesem Wald habe ich einmal mit Wilhelm die schönsten Sommerstunden meines Lebens verbracht. Von einem kleinen Haus hat er geträumt, in dem wir einmal wohnen wollten. Unter einer Buche haben sie gestanden, während ein kühler Regen über den Wald versprühte. Und ein Liedchen hat Wilhelm aufgeschrieben, das immer mit einem kleinen, zärtlichen Seufzer endete: „Ach Annemarie!"

Und eine Zeile klingt dann wohl tönend und sehnsüchtig durch Annemaries Seele: „Und wie es kam, ich weiß es kaum, dein Mund ist ewiger Frühlingstraum."

Es ist alles vorbei und verklungen.

Aber der Wald hat jene Stunden aufbewahrt, wenn sie auch nie wiederkommen werden.

Nie wiederkommen?

Da reitet jemand an ihrer Seite. Ein junger Mann, braungebrannt und ein Held wie so viele, die draußen zwischen den Schlachten waren. Seine Augen brennen, wenn er Annemarie von Repkow schlank und geschmeidig im Sattel von Manfred sitzen sieht. Nie wiederkommen? klingt es ganz fern und raunend in Annemaries Seele, denn sie müßte ja kein Mädchen sein, wenn sie nicht die brennenden Augen sähe und die Zärtlichkeit spürte, die hinter jedem Wort steht, das Adolf von Heyken zu ihr spricht.

Das ist wohl die Jugend in ihr, und die Sehnsucht, die der Leutnant Müller einst in ihr geweckt hat. Die blüht nun weiter, und es ist manchmal ein Schrecken in Annemarie, wenn sie fühlt: Warum reite ich so viel mit Adolf aus?

Und es ist ein großer Schrecken, als er plötzlich sein Pferd dicht an Manfred drängt, da sie wieder einmal durch den Wald reiten, und sein heißer Atem über ihr Gesicht flattert.

„Annemarie —"

Das klingt so heiß und verlangend.

Sie blickt zur Seite. Ach, sie weiß ja, er ist viel männlicher in Gesicht und Haltung geworden. Reifer und vielleicht auch willensstärker. Es ist nicht klug, daß sie ihn in dieser Minute ansieht. So heiß hat auch Wilhelms Stimme immer geklungen

„Annemarie, wie eine Waldelfe siehst du aus. Eine Elfenkönigin, die durch den Wald reitet. Du —"

Sie versucht ein Lachen.

„Annemarie, der Krieg hat manches zerstört, aber nicht meine Wünsche. Nicht mein Empfinden für dich —"

Der Herzschlag stockt ihr.

Da ist es, das Wort, das sie in all diesen Wochen gefürchtet hat. Und da sieht ihr ratloser Blick gerade jene Buche, unter der sie einmal mit Wilhelm gestanden hat, im vorigen Sommer.

Unwillkürlich zügelt sie das Pferd. Groß und wie versunken sieht sie zu jener Stelle hinüber. Ist es nicht, als stände Wilheim körperlich dort unter dem grünen Schatten des Baumes, an den Stamm gelehnt? Deutlich hört sie auch das leise Glucksen des Bächleins, das hier irgendwo vorbeifließt.

Vielleicht versteht Adolf von Heyken dieses plötzliche Anhalten anders. Er muß es ja wohl auch anders verstehen. Sein Arm streckt sich aus, legt sich um Annemaries Hüften, da zuckt sie zusammen. Hebt die Gestalt dort am Baum nicht sacht die Hand?

Röte fliegt über ihr Gesicht, da sie den Druck von Heykens Griff spürt. Die Gestalt am Baum verschwimmt, es ist wohl nur ein kurioser Schattenfleck, dann bekommt Manfred einen leichten Schenkeldruck zu fühlen und ein ermunterndes Wort:

„Lauf — oha —"

Und zu Heyken hin:

„Elfenköniginnen sind nicht so leicht zu fangen."

Manfred galoppiert den Waldweg dahin, ein leichtes Lachen flattert zurück zu dem Verdutzten, der noch eben die Wärme und Biegsamkeit des schlanken Mädchenkörpers im Arm gehabt hat. Dann lacht auch er kurz auf, wirft seinen Braunen nach vorn, verwirrt von der leichten Erregung seines Blutes, und galoppiert hinterher.

Ja, ja, stimmt schon, so leicht ist ja eine Annemarie von Repkow nicht zu fangen, das müßte er eigentlich von früher her wissen. Aber er wird sie schon kriegen. Und anders ist sie gewiß schon geworden, das spürt er.

Oha, das gibt eine lustige Jagd.

Reiten kann sie schon, die Annmarie! Und Manfred gehorcht dem leisesten Zügelruck und streckt sich, als gelte es noch immer einen Galopp bei Trommeln und Trompeten.

Annemarie fühlt den Wind kühl um das Haar streifen. Oh, das ist gut, so dahinzufliegen, zwischen den Tannen und Kiefern des Waldes, auf dem breiten, glatten, verkrauteten Waldweg. Immer schneller, Manfred, er soll mich nicht einholen, er soll nicht. Wir reiten einfach nach Hause! Du mußt schneller sein, Manfred, als er. Viel schneller!

In eine Schneise hinein.

Ihr Haar flattert im Windzug. Ihr geschmeidiger Körper ist nach vorn gebogen. Manfred rennt wie ein Teufel.

Oh, ein Ausrutschen, ein Gleiten, Annemarie zerrt am Zügel, das wäre auf ein Haar schief gegangen.

Adolf von Heyken hat es gesehen.

„Blitzmädel!" denkt er, „warte, wenn du leichtsinnig sein willst!"

Er gibt seinem Braunen den Zügel frei. Man hat draußen im Felde andere Karriere geritten!

Manfred ist ein bißchen gestrauchelt. Nun jagt er weiter, aber e galoppiert nicht mehr so wild. Er ist klüge als seine erregte Herrin.

Und da hallen die Hufschläge des Braunen hinter ihm. Klack — klack — klack!

„Lauf, Manfred, so lauf doch!"

Es ist fast wie ein Schrei.

Heyken ruft:

„Du bist ein leichtsinniges Gör, Annemarie! Auf dem glatten Boden."

„Lauf, Manfred, fliege!"

Der streckt sich von neuem. Das ist Heyken denn doch zu viel. Ein energischer Schenkeldruck! — Das Mädel ist verrückt! Sie hat Angst vor dem Arm, der sie noch einmal umschlingen könnte! Wir werden ja sehen, Annemarie! Angst vor dem ersten Kuß? Vor meinem ersten Kuß? Abwarten, Annemarie! Tote werfen nicht ewig einen Schatten.

Ein leichter Aufschrei da vorn.

Manfred ist wieder ins Rutschen gekommen. Und zw ganz gehörig. Annemarie fliegt ihm förmlich von dem vermaledaiten Schwung auf den Hals — verliert das Gleichgewicht —

Da ist Heyken heran.

Zügel zurückgerissen! Weit hinüber beugt er sich zu dem strauchelnden Schimmel, greift kurzentschlossen zu Annemarie hin, die schon seitlich abgleitet und ganz gut in der nächsten Tanne landen könnte — wenn Heykens Griff nicht schon fest ihre Hüften umspannte und sie so noch im Sturz festhielt, während er wie von selbst aus dem Sattel springt.

Manfred kommt einige Meter entfernt auf die Knie, schlägt zur Seite und gerät von dem Schwung wieder auf die Beine, ohne etwas andres als einige Kratzer im Gestrüpp davonzutragen.

Schnaubend steht der Braune.

Annemarie liegt einen Augenblick besinnungslos an Heykens Brust. Die rosige Farbe ist einer plötzlichen Bläße gewichen.

Heyken preßt die Zähne zusammen.

Das ging gerade noch so ab, denkt er verbissen. Und muß dann doch lächeln, als er in Annemaries Züge blickt. Liebe Annemarie, schöne Annemarie, so fängt man Elfenköniginnen!

Eben schlägt sie die Augen auf.

„Ach", seufzt sie fast lautlos.

„Dummes Mädel", sagt Heyken.

Sie rührt sich nicht in seinen Armen. Das Blut summt noch immer hinter ihren Schläfen.

„Manfred?" flüstert sie.

„Ist wohl und munter."

Der fächelt sich mit dem Schweif die Kratzer.

Und dann beugt sich Adolf von Heyken über ihr Gesicht und preßt seinen Mund mit leisem Druck auf ihre Lippen. Sie hat die Augen wieder geschlossen.

Es drängt ihn, sie mit festerem Griff an sich zu ziehen und dieses ganze Gesicht mit Küssen zu bedecken, aber das wagt er doch nicht. Es ist schon so eine Überrumpelung, die er begeht, das fühlt er sehr genau. Wenn auch dieser Kuß nicht zuviel des Dankes ist für — zumindest — einige vermiedene Knochenbrüche.

Annemarie löst sich langsam aus seinem Arm. Er gibt sie sofort frei.

Sie lächelt ein bißchen und tastet ordnend über ihr Haar. Kein Wort von dem Kuß.

„Ich dank' dir auch, Adolf", sagt sie nur. „Du kannst doch besser reiten als ich."

„Jedenfalls vorsichtiger, kleine Annemarie."

Verwirrt streicht sie über das Kleid.

„Wir müssen nach Hause", sagt sie noch. „Manfred, Manfred! Ich bin froh, daß ihm nichts passiert ist."

Gleich darauf reiten sie weiter.

Zehntes Kapitel.

Annemarie läuft einige Tage umher wie in einem dumpfen Traum. Was ist geschehen? Ist überhaupt etwas geschehen? Es ist eine tiefe Verworrenheit in ihr.

Der junge Graf Heyken läßt sich zwei, drei Tage nicht auf dem Repkowhof sehen. Am vierten kommt er wieder, und Annemarie atmet auf. Sie reiten an diesem Tage nicht aus, sie strolchen durch die Felder und sprechen wenig miteinander. Am Kaffeetisch aber, den Frau von Repkow auf der Terrasse decken läßt, sagt er so zwischendurch:

„In vier Wochen muß ich wieder nach Potsdam. Zum Regiment. Es hat sich nun alles so einigermaßen geklärt."

„Da werden Sie froh sein, ja?" fragt Frau Jutta.

Er lächelt.

Sein Blick geht zu Annemarie.

Die senkt den Kopf und errötet. Und darüber ärgert sie sich wieder so, daß sie fast wütend hervorstößt:

„Natürlich wirst du froh sein, Adolf. Hier muß es dir ja auf die Dauer langweilig werden. Du bist doch Soldat mit Leib und Seele. Und Potsdam ist soviel kurzweiliger als der Heykenhof und der Repkowhof und alle Landsitze hier zusammengenommen."

„Ach", macht er, „das finde ich nun nicht. Einmal möchte ich schon gerne auf so einem Hof sitzen, als eigener Herr."

Sein Blick läßt sie nicht los. Nun ist es an Frau Jutta, still zu lächeln. Annemarie hat sich wieder gefaßt. Er hat mir vielleicht das Leben gerettet, geht es ihr durch den Sinn. Und da sagt Heyken:

„Nein, ich glaube nicht, daß es mir leicht fallen wird, wieder in den gewohnten Dienst zurückzugehen, Annemarie. Ich hätt wenigstens vorher noch einiges erledigt, was für mein späteres Leben", er zögert einen Augenblick und fährt dann fort: „von großer Bedeutung wäre — ja. Aber es ist ja noch Zeit dazu."

Annemarie löffelt erregt in ihrer Tasse herum. Frau Jutta sitzt etwas steif da und lächelt, mütterlich, fast. Mütter

haben so gute Ohren. Sie können hinter Worte und hinter Gesichter sehen. Sie sind wie Zauberinnen.

„Und ich hoffe doch bestimmt", sagt Heyken, noch vor meiner Abreise den Oberst von Nepkow hier zu sehen. Er müßte ja wohl bald kommen?"

„Nächste Woche", wirft Frau Jutta ein. „Ich habe Nachricht erhalten, daß er sein Regiment geschlossen zurückführt. Sie sind schon auf dem Marsch."

Annemarie wagt wieder aufzublicken.

„Mein Vater wird sich freuen, Sie alle dann auch wieder auf Schloß Heyken begrüßen zu können. Man muß ja den Frieden feiern. Und es sind ja nun bald alle Truppen zu Hause."

Von diesem Tage an kommt Heyken wieder öfter.

Annemarie ahnt, er wollte ihr nur Zeit lassen, nach jenem Kuß, sich zu sammeln. Er ist wirklich ernster und verständiger geworden, denkt sie erleichtert. Aber, wenn er mich fragen sollte, ob ich seine Frau — und als sie bei diesem Gedanken angelangt ist, schüttelt sie heftig den Kopf. Das Blut schießt ihr zum Herzen. Ach, nicht daran denken!

Aber wenn er sie abholt, um mit ihm auszureiten oder über die Wiesen zu streifen, sagt sie nicht nein. Man muß ja vergessen. Man muß einen Menschen ganz und gar vergessen, der nicht mehr wiederkommen wird. Lieber Gott, hat man ihn nicht schon ein wenig vergessen? Für einen Augenblick sogar ganz und gar? Damals, als sie für eine Minute halb bewußtlos an Heykens Brust ruhte und seinen Kuß duldete?

(Fortsetzung folgt.)

Boos und seine Banknoten.

Erzählung von **Wilhelm Schussen.**

Gabriel Boos lag verkehrt in seinem Bett, den Kopf am Fußende und die Füße oben. Er hatte nämlich die Gewohnheit, die Morgenzeitung in den Federn zu lesen. Nun störte aber am Kopfende die langanhaltende Dämmerung der Tapetenwand, während das Fußende vom nahen Fenster schon früh Licht empfing. Eine Zeitlang hatte er sich allmorgens umgebettet. Aber dann legte er sich gleich abends verkehrt ins Bett, weil auf diese Weise alles viel bequemer und einfacher war. Im übrigen behielt er die alte Ordnung durchaus bei: An der dunklen großblumigen Tapetenwand über dem Kopfende hing ein Schwarzweißdruck der Sixtinischen Madonna in schönem, vergoldetem Rahmen.

Das Bett seiner Frau selig, die ihm vor kaum einem Vierteljahr allzufrüh vom Tod weggeholt worden war, verblieb unversehrt in seiner früheren Aufmachung.

Nach mehrstündigem Kampf mit allerhand unsteten Gedanken schlief Boos in jener Nacht, von der wir hier erzählen, endlich ein. Er hatte gerade noch schätzungsweise ausgerechnet, wieviel Geld und Papiergeld er nun unter dem Kopfkissen in seiner Ledertasche liegen hatte, und sich an der Endzahl gefreut. Er war während der Kriegszeiten kein Faulpelz gewesen (und die Käufer hatten ihm je seine Erzeugnisse aus den Händen gerissen und oft noch mehr dafür bezahlt, als er selber zu hoffen gewagt.

Es waren ohne das Gold gerade drei Pfund Hundertmarkscheine und Tausendmarkscheine. Das war schon etwas ... Doch diese Rechnung war nun bereits halber Traum ... Umso eifriger und müheloser ging sie vonstatten. Und ohne die geringste Schwierigkeit stellte er nun die Summe von achtunddreißighunderttausend Mark fest.

Dafür konnte man zur Zeit etwa dreitausend bis viertausend Pferde ankaufen oder drei- bis vierhundert Häuser, also sozusagen ein richtiges Dorf, oder vierhunderttausend Zentner Weizenmehl.

Da brauchte man also kaum Hunger zu leiden.

Auch etliche tausend Eimer Wein, weißer und roter, waren dafür zu haben. Da brauchte man also auch keinen Durst zu leiden.

Aber da sank der Wert dieser verfluchten Banknoten aus irgend einem Grunde plötzlich auf die Hälfte, ja auf ein Drittel, Viertel, Zehntel, Zwanzigstel, so daß dem Schläfer über der dreipfündigen Ledertasche buchstäblich die Haare zu Berge standen. Die viertausend reinrassigen Vollblutpferde nahmen bis auf etliche zehn oder zwanzig lächerliche Klepper wie tolle Hunde Reißaus. Die vierhundert nagelneuen wundervollen Häuser schmolzen auf ein einziges zusammen, in dessen Flur nun noch ein paar Säcke hochausgemahlenen Weizenmehls standen und dessen Keller ein Kummerfäßchen Wein barg, das man beinahe an der Uhrkette tragen konnte. Es war unverzeihlich und zum Verzweifeln, daß man nicht zur rechten Zeit zugegriffen und sein schönes Geld tatsächlich in Häuser und Pferde und Mehl und Wein verwandelt hatte.

Die Steuer, die man ersparte, wenn das Geld unterm Kopfkissen lag, wäre zehnmal hereingekommen.

Warum sank sie nun, diese verteufelte Valuta?

Wohl darum, weil man immer neue Scheine druckte, weil die alten eben in Kopfkissen und Strohsäcken begraben lagen. Es war eigentlich alles Unsinn, was sich da zutrug.

Mit dem geladenen Revolver in der Hand auf Gold und Banknoten zu schlafen — das war wahrhaftig kein Vergnügen. Boos blinzelte im Traum über sein Folterbett hinweg.

Am Fußende lag eine samtene Zimmermütze, die er allabends dorthin legte, um mit dem aufgemachten Bett seiner Frau Lotte selig die Symmetrie zu halten. Aber nun war es ihm, als läge dort sein eigener und sozusagen zweiter und anderer Kopf von früher her schlafend nach des Tages Last und Hitze, durchglüht von guten Gedanken.

Hatte nicht soeben ein Schlüsselbund geklirrt, und war nicht die Schranktür des hohen Wäscheschrankes leise geöffnet worden?

Boosens früherer Kopf unter der Samtmütze erschrak freudig. Also lebte seine Frau Lotte noch? Natürlich lebte sie noch!

Er hörte sie hantieren wie in früheren Zeiten. Noch vermochte er es trotz seiner zwei Köpfe nicht zu begreifen, wie es zugegangen, daß sie gestorben war und nun wieder lebte.

Aber das war ja auch Nebensache. Die Hauptsache, daß sie lebte und wieder mit verliebten, verschwiegenen Händen in den Schränken und Kommoden herumstöberte.

Vielleicht war sie auch gar nicht gestorben, und vielleicht war alles nur Traum und Trug gewesen. Nun ging die Tür zum Eßzimmer. Was Lotte wohl dort noch zu tun hatte?

Sicher sprang, wie immer, irgend etwas Liebes für ihn dabei heraus. Er versank in ein tiefes, großes Glück, so tief und groß, wie man es hienieden nur im Schlafe haben kann. — —

Unterdessen durchsuchte ein gewisser Walter Döderlein, ein Strolch und Einbrecher schlimmster Sorte, die Räume des Hauses.

Es war ein den Strafrichtern längst bekannter, ausgepichter, unverbesserlicher Gauner. Döderlein hatte bereits sämtliche Schubladen, Kommoden und Schränke durchwühlt, ohne das Gewünschte zu finden. Dieser verfluchte Geizkragen schlief wohl, wie so viele seinesgleichen, wieder einmal auf seinem verruchten Mammon.

Döderlein klinkte ganz leise die Tür zum Schlafzimmer auf und ließ sein heimliches Licht über den Raum hinspielen. Vorsichtig tasteten die Strahlen die beiden Betten ab, zuckten jäh vor der milden Madonna mit dem himmlischen Kinde zurück, berührten den hohen Wäscheschrank, die wuchtige Waschtischkommode.

„Hat noch im Bett eine Samtmütze auf, der Geizkragen, der lächerliche", dachte Döderlein höhnisch.

Er war nun förmlich entrüstet und voll Haß gegen diesen erbärmlichen Schläfer, der ihm den ohnehin nicht leichten Beruf so rücksichtslos erschwerte und auf seinem tollen Gelde schlief, anstatt es in einem Sekretär oder in einer Schublade zu verwahren, wo man es als zünftiger Dieb abheben konnte.

„Sehr gut", dachte aber im selben Augenblick der schlafende Boos; denn ihm war, als lese er nun eben in der Morgenzeitung, diese wetterwendischen Banknoten seien sozusagen über Nacht wieder plötzlich in die Höhe geschnellt. Und von seinem lachenden Herzen ging ein Hüpfstoß in den runden Bauch und bis in die Zehen hinaus. Selbst die am Fußende schlafende runde Samtmütze hüpfte noch ein bißchen mit.

„Gehört heimbefördert wie alle diese auf ihrem Geld schlafenden Geizkragen, die sich schon im Traum darauf freuen, daß unsereiner gehenkt wird", dachte der Strolch ergrimmt. Mit einem geübten Blick überzeugte er sich noch, daß das andere Bett leer war, dann sprang er, als die Mütze von neuem hüpfte, erfüllt von Haß und Gier, auf sein Opfer los. Er war derart bei seiner Sache, daß er nicht

sogleich ein nacktes Bein von einem nackten Halse unterschied, sondern zupackte und würgte, was er unter die Hände bekam. Als er den Trug wahrnahm, lief ihm ein Grauen durchs Gebein.

Es war ihm, als befände er sich in einem Grab oder sonst irgendwo und als wäre das, was er hier töten wollte, der Tod selber, der ihn nun verhöhnte und mit sich in die letzte aller Höllen riß. Unter neuem Grausen entdeckte er, daß die Mütze indessen leer geworden und der Kopf hinweggeschmolzen war und daß der Hals sich in ein Bein verwandelt hatte. Da stieß er, vielleicht zum erstenmal in seinem Leben, tatsächlich einen Schrei aus. In diesem Augenblick aber erhob sich am andern Ende des Bettes ein neuer Kopf, ferner ein Arm und eine mit einem Revolver bewaffnete Hand. Ein Gegenschrei stieg auf, Schüsse knallten darein, bis Welt und Sterne in tausend Splitter gingen.

Da faßte Döderlein also mechanisch sein Zunftmesser und stach sinnlos um sich, bald gegen den unsichtbaren Kopf unter der Mütze, bald gegen den anderen am anderen Ende und schrie bald gegen die Schüsse, bald gegen die Gegenschreie, bis er in sich selber niederfiel . . .

Was die im Schreck herbeieilenden Nachbarn gleich auf den ersten Blick fanden, waren zwei tödlich verwundete, tobsüchtige Kämpfer mit verzerrten blutigen Gesichtern, ferner eine blutgetränkte Ledertasche, die eine große Summe Geldes in Gold und Banknoten enthielt.

Döderlein, ein Mensch mit niedriger Stirn und breiter, kurzer Nase, gab, ohne noch einmal das Bewußtsein erlangt zu haben, an Ort und Stelle seinen kranken Geist auf.

Den reichen Gabriel Boos konnten die Chirurgen noch einmal leidlich zusammenflicken, während die Finanzgelehrten und Steuerbeamten ihm die Last unter seinem Kopfkissen ganz wesentlich erleichterten.

Der einmal König war.

Eine Krone erben heißt nichts. Schwerer ist es, sie zu tragen, am schwersten aber — sie zu halten.

Als Heinrich VII. nach der Schlacht von Bosworth den englischen Kronreif aufs Haupt gedrückt bekam, war es ein unsicherer Thron, den er bestieg. Die Dornen der weißen und der roten Rose umwucherten seinen Königsgarten, und manch Außenseiter versuchte, sich Knospen zu brechen von dem wilden Gesträuch, dessen Blüten zerflattert waren.

Thronprätendenten reckten begehrlich die Hände. Von Parteigängern geschoben, kreuzten sie anmaßend die Pfade des neuen Herrschers. Kaum war die Seifenblase des ersten „falschen Warwick" in der Ebene von Stoke zerstoben, unterstützten Mißgunst und Yorkgelüst einen zweiten Prätendenten. Besonders der irische Adel, um seine stolze Unabhängigkeit von der englischen Krone besorgt, fand es vorteilhafter, einen schwachen, leicht lenkbaren Jüngling auf dem Thron zu wissen als den kraftvollen Tudor.

Der aber packte schnell zu, ließ im Sommer 1492 eine Anzahl von Staatsbeamten verhaften und ersetzte sie durch zuverlässige Nachfolger. Außerdem lud er die irischen Barone nach London, damit sie ihr Treugelöbnis erneuerten.

Sie kamen ein wenig bedrückt, denn sie hatten sich nicht gerade lobenswert benommen. aber der König empfing sie freundlich und bewirtete sie an reicher Tafel.

Während des Speisens scherzte Heinrich mit ihnen und meinte launig, nächstens würden seine Neider wohl einen Affen krönen und ihn für seinen Neffen Warwick ausgeben, obwohl er diesen so lebendig wie denkbar den Herren vorzeigen könne. Er wohne im Tower und sei gesund und munter.

„Aber", fügte der Herrscher lachend hinzu, „um meine lieben Gäste nach Verdienst zu ehren, sollen sie jetzt bei der Tafel von ihrem früheren König bedient werden, damit sie sehen, wie hoch ich sie schätze!" Und vor die erstaunten Iren trat ein schlanker, blonder Knabe in der kleidsamen Tracht eines königlichen Mundschenks, hob ihnen mit höflicher Verbeugung den hohen Goldbecher Weines entgegen . . .

„Erkennt ihr ihn, meine Herren?" fragte der König. „Lambert Simnell, der Schustersohn, den ihr am 24. Mai 1487 in Dublin feierlich zu Eurem irischen König erhobet? Ganze zehn Jahre alt war er damals. Ich nahm ihn unter das Hofgesinde auf, warum soll solch harmloser hübscher Junge im dunklen Kerker verschwinden? Nicht wahr, mein blonder Lambert?"

Der junge Mundschenk lächelte anmutig: „Euer Majestät Gnade ist meiner Tage Pulsschlag!"

Eine stumme Pause entstand. Den Gästen war der Appetit vergangen, und der Durst auch. Hätten am liebsten den blonden Knaben mit dem Bratspieß abgestochen und beiseite geschafft — „ihr" König — und Diener! Endlich faßte sich der leutselige Lord Howth und tat dem Mundschenk Bescheid: „Reich mir den Becher! Ist der Wein so gut wie du hübsch, wird er mir trefflich bekommen."

Da lachte der König, und die Wolke der Mißstimmung verflüchtigte sich aus der mit Flüchen geschwängerten Luft.

Der anmutige Mundschenk umwanderte die Tafel und füllte die Becher. Manch einer betrachtete ihn und dachte ingrimmig, daß, falls dieser Knabe, ob er nun Schustersohn oder echter York war, den Thron bestiegen, e r sich nicht derartige Scherze mit den irischen Großen hätte erlauben dürfen! Und einer fragte ihn brauenrunzelnd, wie er sich fühle als Diener, nachdem er doch König gewesen.

Der schlanke Lambert Simnel sah den Frager mit seinen offenen blauen Augen nachdenklich an: „Herr, eine Last ist mir von der Seele, seit ich nimmer König sein muß. Mich dünkt, man muß für die Krone geboren sein oder ein großes starkes Herz in sich tragen! Wohl gefiel mir das glänzende Spiel, wozu man mich abgerichtet, nimmer aber schwand mir Angst und Zittern ob all der Unruh', so um mich geschah, und des Blutes, so um mich floß. Ein wahrer Herrscher achtet des wohl nicht und geht seinen Weg, weil er ihn als recht erkennet . . . Wohin zu gehen, wußte i ch? Man hetzte mich wie ein Wild vor dem Jagdspieß oder wie einen Reiher, des Edelfalken leichte Beute."

Der irische Lord tat einen tiefen Trunk. „Redet er nicht wie ein Priester von der Kanzel?" murrte er mißmutig.

Der König hörte es. „Ein Priester wars, der ihn für den Betrug erzog, ihr Herren. Ein gelehriger Schüler nimmt in sich auf, was ihn bereichert."

Lord Howth warf dem König einen gehässigen Blick zu, senkte aber sofort die Lider, als nun der Knabe zu ihm trat und Wein eingoß. „Und wenn wir dich mitnähmen, zum andernmale dich krönten und sorgten, daß diesmal kein Falke die Krone von deinen Locken raubte?" fragte er halblaut, des Mundschenks samtnen Ärmel verhaltend.

Lambert Simnel nippte an dem Mundbecher und kredenzte ihn dann höflich. „War ich ein falscher König, so bin ich ein echter Diener", sagte er, sich neigend. „So viel Weihe verlieh mir die Krone, die ihr Herren mir aufsetztet und die ich wieder verlor, daß ich die T r e u e schätzen lernte." Und er wandte sich an den nächsten, einzuschenken.

Als er an den König kam, legte der seine Hand ihm auf den Arm und nickte ihm zu: „Deiner Küchendienste entbinde ich dich, Lambert Simnel, greif dir den Falken auf die Faust und begleite mich fortan zur Reiherbeize! Du bist es wert, in königlicher Umgebung zu leben!"

Die Iren aber, kaum, daß sie ihre Burgen in der Heimat wieder erreicht, brachen den soeben neu abgelegten Eid und schlossen sich dem zweiten Prätendenten, Perkin Warbeck, an, dem Tudor zu trotzen.

Doch der hatte die Krone zwar nicht ererbt, sondern erkämpft, doch wußte er sie zu tragen und zu halten.



Essen Sie auch Luzerne?

Zwei Professoren von der Universität Johannesburg schlagen eine neue Bereicherung unseres Speisezettels vor. Und zwar empfehlen sie Luzerne gekocht oder getrocknet. Der besondere Vorzug dieser Pflanze, die bislang nur dem lieben Vieh vorgesetzt wurde, besteht in dem hohen Gehalt an Vitamine C, das bekanntlich den Skorbut verhindert. Wie die Untersuchungen der Gelehrten ergeben, soll die Luzerne nicht weniger als viermal soviel Vitamine C enthalten wie die Zitrone. Wenn die Zellen der Pflanze beschädigt werden, sinkt allerdings der Gehalt an dem heilsamen Stoff; er wird jedoch durch Kochen oder Trocknen der Luzerne nicht vermindert. Daneben ist sie reich an den Vitaminen A und E sowie an Kalzium und Eisen.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg